Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 13

Artikel: Einer Mutter Sohn [Fortsetzung]
Autor: Viebig, Clara
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667758

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am häuslichen Herd.

XXXV. Jahrgang | Zürich, 1. April 1932 | Heft 13

Abendstille.

Nun hat am klaren Frühlingstage
Das Leben reich sich ausgeblüht;
Gleich einer ausgeklung'nen Sage
Im West das Abendrot verglüht.
Des Vogels Haupt ruht unterm Flügel,
Kein Rauschen tönt, kein Klang und Wort;
Der Landmann führt das Roß am Zügel,
Und alles ruht an seinem Ort.

Nur fern im Strome noch Bewegung,
Der weit durchs Tal die Fluten rollt;
Es quillt vom Grunde leise Regung,
Und Silber säumt sein flüssig Gold.
Dort auf dem Strom noch ziehen leise
Die Schiffe zum bekannten Port,
Geführt vom Fluß im sichern Gleise — —
Sie kommen auch an ihren Ort.

Hoch oben aber eine Wolke
Von Wandervögeln rauscht dahin;
Ein Führer streicht voran dem Volke
Mit Kraft und landeskund'gem Sinn.
Sie kehren aus dem schönen Süden
Mit junger Lust zum heim'schen Nord;
Nichts mag den sichern Flug ermüden — —
Sie kommen auch an ihren Ort!

Und du, mein Herz, in Abendstille,
Dem Kahn bist du, dem Vogel gleich;
Es treibt auch dich ein starker Wille,
An Sehnsuchtsschmerzen bist du reich.
Sei's mit des Kahnes stillem Zuge — —
Zum Ziel doch geht es immerfort;
Sei's mit des Kranichs raschem Fluge — —
Auch du, Herz, kommst an deinen Ort!

Gottfried Kinkel.

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig. (Fortsetzung.)

Immer näher rückte der Tag der Konfirmation; am Palmsonntag sollte sie stattfinden. Doktor Baumann hatte den jungen Menschen die Bedeutung des Schrittes, den sie zu tun im Begriff standen, sehr lebendig vor Augen gerückt. Nun fiel doch etwas vom Strahl der Feierlichkeit in Wolfgangs Gleichgültigkeit. In den letzten Stunden war er aufmerksamer; das kahle Konfirmandenzimmer mit den wenigen Bildern an den einförmigen Wänden dünkte ihn nicht ganz so kahl mehr. War's nur, weil er sich daran gewöhnt hatte?! Gedämpfteres Licht fiel durch die sonst so tagesnüchternen Fenster und huschte verschönernd über die langweiligen Reihen der Bänke.

Selbst Lehmann und Kesselborn waren ihm in diesem Lichte nicht ganz so unsympathisch mehr. Es wurde alles milder, versöhnlicher.

Die harte Knabenseele wurde weich. Wenn der Geistliche über die Gebote sprach und besonders das eine betonte: ‚Ehre Vater und Mutter‘, dann war es Wolfgang, als hätte er seinen Eltern vieles abzubitten: besonders der Mutter.

Aber kam er dann nach Hause, wollte ihr etwas Liebes sagen — ganz unvermittelt, so einfach aus seinen Gedanken heraus — dann war es ihm doch nicht möglich, denn sie fühlte ihm seine Absicht nicht an.

Manchen Tag ging Käte ihm zur Bahn entgegen — oh, wie müde mußte der arme Junge heimkehren! Das war jetzt eine zu große Hetzerei, so oft in die Stadt hinein zum Unterricht, und in der Schule gab's vorm Semesterschluß auch doppelt große Anstrengungen! Streicheln hätte sie ihn mögen, ihn hätscheln wie vormals das kleine Wölfchen. Aber wenn sie ihn dann daherschlendern sah, gar nicht ausschauend nach ihr, ohne Ahnung, daß sie da war, ihn zu erwarten, dann bog sie rasch um die nächste Ecke oder blieb still stehen hinter einem Baum und ließ ihn vorüber. Er bemerkte sie gar nicht.

Es waren ihrer viele, die der beliebte Geistliche zur Einsegnung vorzubereiten hatte, zu viele; er konnte sich nicht um jeden einzelnen kümmern, aber er glaubte doch der Mutter, die in einer gewissen Unruhe ihn aufsuchte, um ihn zu fragen, wie es denn um Wolfgang stehe, versichern zu können, daß er mit ihm zufrieden sei.

„Ich weiß, ich weiß, gnädige Frau! Ihr Herr Gemahl hat es für seine Pflicht gehalten, mich aufzuklären — ich habe ja auch den katholischen Taufschein des Knaben gesehen. Aber ich glaube Sie mit gutem Gewissen versichern zu können: der junge Mensch ist ein aufrichtig überzeugter evangelischer Christ! — Wie, Sie haben noch irgendwelches Bedenken hierüber?!“ Ihre zweifelnde Miene, die fragende Ängstlichkeit ihres Blickes erstaunte ihn.

Sie nickte: ja, sie hatte ein Bedenken. Merkwürdig, wie ihr das in letzter Zeit so gekommen war! Aber ein Fremder, ein andrer würde es nicht verstehen, auch dieser Mann mit den klugen Augen und dem milden Lächeln nicht. Sie hätte dies Bedenken ja auch kaum in Worten zum Ausdruck bringen können. Und weit, weit hätte sie ausholen müssen, so weit, von damals an, wo sie das Kind seiner Mutter wegnahmen, es ganz in ihre eignen Hände nahmen, das ganze Kind mit Leib und Seele!

So sagte sie nur: „Also Sie glauben — Sie glauben wirklich — oh, wie ich mich freue, Herr Doktor, daß Sie glauben, wir haben recht getan?!“ Erwartungsvoll sah sie ihn an — ah, sie lechzte ja nach einer Bestätigung — und er neigte den Kopf:

„So weit unser Wissen und Verstehen geht — ja!“ —

In der Nacht auf Palmsonntag schlief Wolfgang nicht. Es war ihm heute in der letzten Konfirmandenstunde gesagt worden, er solle sich innerlich vorbereiten. Und er fühlte es auch, daß morgen ein wichtiger Tag sei; ein Abschnitt. Er mühte sich, über all das zu denken, was ein Konfirmand bedenken soll. Er war sehr müde und konnte das Gähnen nicht unterdrücken, aber er riß krampfhaft immer wieder die Lider auf. Doch konnte er's nicht hindern, daß seine Gedanken sich immer wieder verwirrten; er war nicht mehr ganz klar.

Was für einen Spruch er wohl bekommen würde morgen, zum Andenken an die Konfirmation?! Sie hatten in der Schule schon oft darüber hin und her geredet, jeder hatte seinen Lieblingsspruch, auf den er hoffte. Und ob er morgen früh vor der Kirche die goldene Uhr kriegen würde?! Selbstverständlich! Hei, wie würden sich dann Kesselborn und Lehmann bosen — die Halunken! Unter die Augen halten würde er sie ihnen: da, seht mal! Grün sollten sie werden vor Neid — was brauchen sie über ihn zu tuscheln, sich um Sachen zu kümmern, die sie gar nichts angingen?! Pah, beunruhigen können sie ihn ja doch nicht, nicht mal ärgern!

Und doch sah er auf einmal sein eignes Gesicht so deutlich vor sich und das Gesicht der Mutter daneben, wie im Spiegelglas. Da war auch nicht ein Zug gemeinsam — nein, nicht einer!

Es war in der Tat doch merkwürdig, daß Mutter und Sohn sich so wenig glichen! Er war jetzt hell wach und fing an zu grübeln, die Stirn in Falten gezogen, die Hände zusammengeballt. Was meinten sie bloß mit ihren Anzüglichkeiten?! Wenn er das nur wüßte! Ganz zufrieden wollte er dann sein und ganz beruhigt. Aber so, im unklaren, konnte er an gar nichts andres denken. Immer wieder kreiste sein Sinnen um den einen Punkt. Das war ein scheußliches Gefühl, das ihn jetzt plagte, eine große Unsicherheit, in der er tappte wie im Stockfinstern. Licht, Licht! Er mußte Licht bekommen — ha, er würde schon welches bekommen!

Er wälzte sich unruhig, förmlich gequält, und überlegte und grübelte, wie er es herausbringen, wo er die Wahrheit erfahren sollte. Wer

würde ihm bestimmt sagen, ob er der Eltern Kind war oder ob er's nicht war? Warum sollte er denn eigentlich nicht ihr Kind sein?! Ja, er war's — nein, er war's nicht! Aber warum denn nicht?! Wenn er nicht ihr richtiges Kind wäre, würde ihm das sehr leid sein? Nein, nein — aber doch, es erschreckte so!

Schweiß lief dem aufgeregten Knaben über den Körper, und doch fror ihn. Fester zog er die Decke um sich und schüttelte sich wie im Fieber. Seltsam gebärdete sich dabei sein Herz, es flatterte ihm in der Brust wie mit unruhigem Flügelschlag. Ach, wenn er doch schlafen könnte und alles vergessen! Morgen wäre dann kein Gedanke mehr daran da und alles wie sonst!

Krampfhaft preßte er die Augen zu, aber der einmal gescheuchte Schlaf kam nicht mehr wieder. Er hörte die Uhren schlagen: unten vom Eßzimmer dröhnte die alte Standuhr herauf, und die bronzene Pendüle aus dem Zimmer der Mutter rief mit silberner Stimme. Die Stille der Nacht übertrieb die Geräusche; so laut hatte er die Uhren noch nie schlagen hören.

Kam der Morgen denn noch nicht, war das Licht denn noch nicht da?! Er sehnte den Tag herbei, und doch scheute er sich vor ihm. Eine unerklärliche Angst überfiel ihn plötzlich — ei, vor was fürchtete er sich denn so?

Wenn er doch schon in der Kirche wäre — nein, hätte er das doch schon hinter sich! Ein Widerstreben war in ihm, eine plötzliche Unlust. Rasend jagte immer derselbe Gedanke durch seinen Kopf, und sein Herz jagte mit; eine Sammlung war ihm nicht möglich. Seufzend drehte er sich in seinem Bette, fühlte sich unendlich vereinsamt, verängstigt, ja verfolgt.

‚Führe ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer' — ach, jenem einen Gedanken entfloh er nicht, überall war der und immer, immer da! — —

Als die Frühsonne des Palmsonntags sich zwischen den noch geschlossenen Läden durchstahl, in feinen goldenen Stäbchen in die Innenräume drang, kam Käte in das Zimmer ihres Sohnes. Sie war bleich, hatte sie doch die ganze Nacht mit sich gerungen: sollte sie ihm etwas sagen, jetzt an diesem Lebensabschnitt — sollte sie ihm nichts sagen?! Es war etwas, das in ihr flüsterte: ‚der Tag ist da, sag's ihm, du bist es ihm schuldig' — aber als die Morgensonne schien, hieß sie die Stimme der Nacht schweigen. Warum es ihm sagen, was kümmerte es ihn? Was er nicht wußte, konnte ihn nicht grämen; doch wenn er es wüßte, dann — vielleicht, daß er dann — o Gott, nur schweigen, nur nicht ihn verlieren!

Aber es drängte sie, ihn ihre Liebe fühlen zu lassen. Als sie hineinkam auf leisen Sohlen, war sie überrascht, denn er stand schon völlig angekleidet, im neuen schwarzen Rock, in den langen Hosen am Fenster und sah unbeweglich hinaus auf das Stück Feld, auf dem man jetzt auch anfing, eine Villa zu bauen. Das Untergeschoß war schon fertig, hoch ragte ein Balkengerüst: es wurde ein gewaltiger Kasten.

„Guten Morgen, lieber Sohn!" sagte sie.

Er hörte sie nicht.

„Du! Wolfgang!"

Da fuhr er herum und sah sie an, erschrocken und als kenne er sie nicht.

„Oh, du bist schon ganz fertig!" Wie Enttäuschung lag's in ihrem Ton; sie hätte ja so gern mit Hand angelegt, ihm geholfen, gerade an diesem Tage. In ihrem Herzen war ein wunderliches Gefühl; sie hatte nie geglaubt, daß dieser Tag sie so bewegen würde: war's denn nicht ein Tag, wie andere Tage auch, ein Festtag natürlich, aber einer von vielen?! Und nun war's ihr doch, als wäre dieser Tag einzig und als käme nie ein ähnlicher wieder.

Sie ging auf Wolfgang zu, legte die Arme um seinen Nacken und sah ihm tief in die Augen: „Mein Kind!" Und dann lächelte sie ihn an. „Nimm meinen Glückwunsch!"

„Wozu?" Er blickte so fremd über sie hin, daß all das, was sie ihm hatte Inniges sagen wollen, ungesagt blieb. Er war doch noch ganz Kind, trotzdem er sie fast überragte, noch viel zu sehr Kind, er verstand die Bedeutung dieses Tages noch gar nicht! So begnügte sie sich damit, nur noch an seinem Anzug zu bessern, ihm hier ein Fädchen abzunehmen, dort ein Stäubchen abzublasen und ihm den Schlips zurechtzuzupfen. Und dann mußte er den Kopf bücken: sie zog ihm den Scheitel noch einmal in dem sich ungern fügenden, immer wieder die Linie störenden, straffen Haar. Und dann konnte sie doch nicht an sich halten, nahm sein rundes Gesicht zwischen ihre beiden Hände und drückte ihm einen raschen Kuß auf die Stirn.

‚Warum nicht auf den Mund?' dachte er. ‚Eine Mutter hätte ihr Kind auf den Mund geküßt!'

Sie gingen hinunter zum Frühstück. Blumen

standen auf dem Tisch; der Vater saß schon da im schwarzen Gehrock, und auf Wolfgangs Teller lag die goldene Uhr. Eine kostbare Uhr. Er besah sie kritisch: ja, die gefiel ihm! ‚Zur Erinnerung an den 1. April 1901' stand im Innern der goldenen Schale eingraviert. Weder Kesselborn noch Lehmann würden eine solche Uhr bekommen, keiner der Konfirmationsgenossen auch nur eine annähernd so kostbare! Furchtbar schwer war die Uhr — nun müßte er eigentlich auch noch eine goldene Kette dazu haben!

Die Eltern beobachteten Wolfgang, wie er dastand, die Uhr in der Hand, und darauf niedersah — ja, er freute sich! Und das erfreute sie wiederum, besonders Käte. Sie war dafür gewesen, ihm in den Deckel der Uhr auch noch einen Spruch eingravieren zu lassen, aber Paul hatte das nicht gewollt: nur keine Sentimentalitäten! Aber es war ja auch gut so, der Junge hatte seine Freude an dem Geschenk, also war der Zweck erreicht.

„Sie schlägt auch," erklärte sie eifrig, „mitten im Dunklen kannst du wissen, welche Stunde es ist. Sieh mal, wenn du hier — siehst du? — wenn du hier drückst!"

„Ja! Gib mal — hier?!" Er war ganz bei der Sache.

Beinahe hätten sie sich verspätet; es war Zeit zum Aufbruch. Zwischen den Eltern ging Wolfgang zur Bahn. Als sie an dem Haus vorüberkamen, in dem Lämkes Portiers waren, stand Frida in der Tür. Sie mußte sich heute früher als sonst am Sonntag herausgemacht haben; sie war schon ganz im Staat, sah allerliebst aus, lächelte und nickte. Gleich darauf steckte Mutter Lämke den Kopf aus dem niedrigen Souterrainfenster und sah dem Knaben nach.

„Da jeht er nu hin", philosophierte sie. „Wer weeß ooch, wie sich det noch im Leben für ihn jestaltet!" Sie war ganz gerührt.

Es war ein herrliches Wetter heute, ein wirklicher Frühlingstag. Eine festliche Helle glänzte über den geschmackvollen Villen; alle Sträucher trieben, Krokus, Tulpen, Primeln blühten freudig. Selbst Berlin mit seinen grauen Häusermassen und seinem lärmenden Verkehr zeigte ein sonntägliches Gesicht. Es war so viel stiller auf den Straßen; freilich sausten die elektrischen Bahnen dahin, und Droschken fuhren und Equipagen, aber keine Lastwagen rollten, keine Bier- und Schlächterkarren. Es ging alles so viel stiller zu, wie gedämpft, wie gesänftigt. Die Straßen erschienen noch breiter als sonst, weil sie leerer waren, und die Menschen, die auf ihnen gingen, zeigten andre Gesichter als sonst.

Zur Kirche strömten die Konfirmanden; es war ihrer eine große Zahl Knaben und Mädchen. Meist fuhren die Mädchen im Wagen vor, sie waren ja alle Töchter aus guten Häusern.

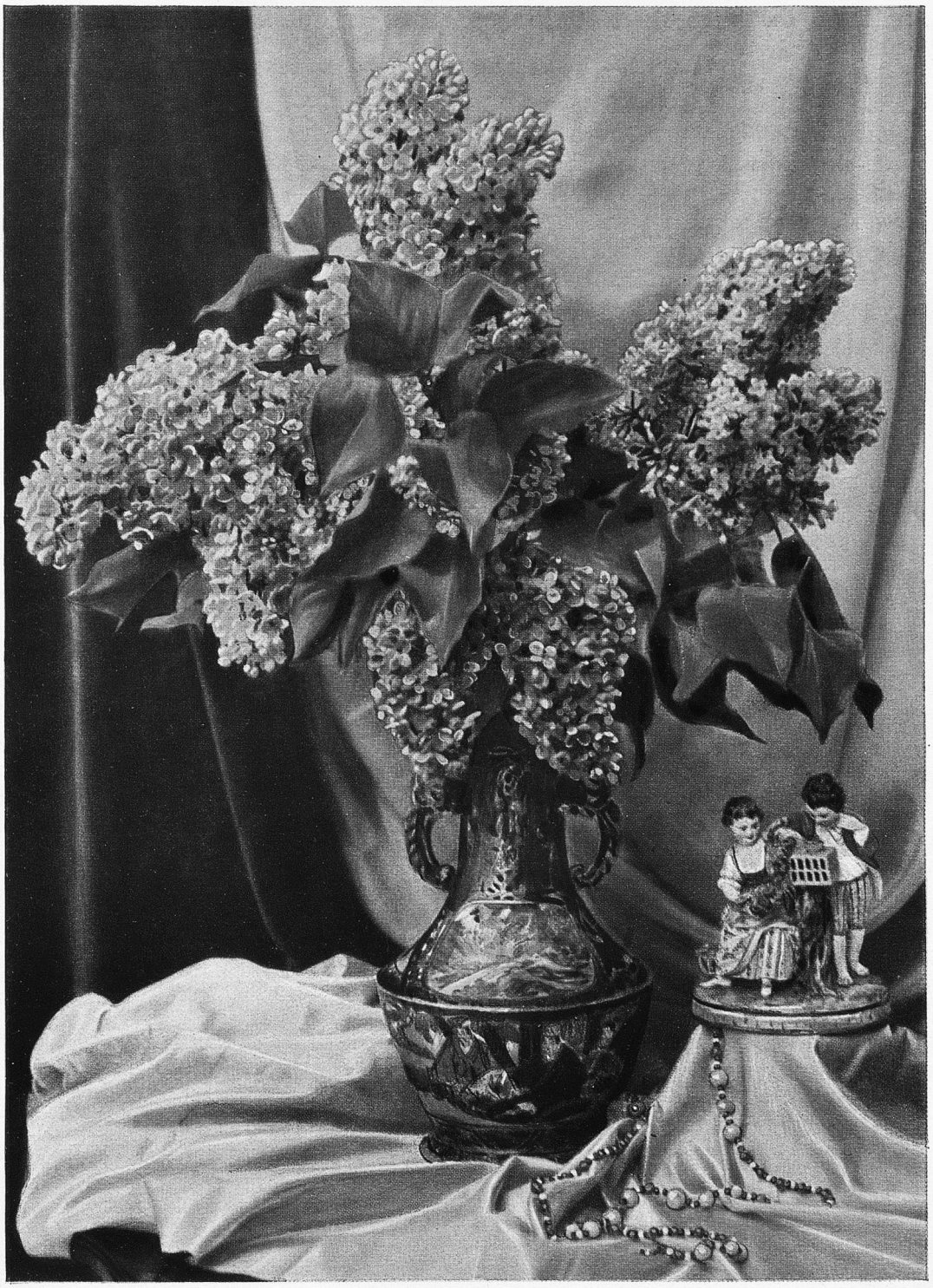
Ach, all diese Jugend! Käte konnte eine leissehnsüchtige, fast neidvolle Regung kaum unterdrücken: wer doch auch noch so jung wäre! Aber dann ging jeder selbstische Gedanke unter in dem einen Gefühl: der Junge, der Junge, der schritt nun heraus aus der Kindheit Land! Gott sei mit ihm!

Empfindungen, von denen sie lange nichts mehr gewußt hatte, kindlich gläubige, ganz naive Empfindungen durchwogten sie; alles, was die Jahre und das Leben in der Welt so mit sich gebracht hatten, fiel von ihr ab. Heute war sie wieder jung wie die da vorm Altar, vertrauensselig, hoffnungsfroh.

Doktor Baumann machte die Einsegnung sehr mahnend-ernst; viele der jungen Kinder schluchzten nicht minder als ihre Mütter. Ein Schauer wehte durch die gefüllte Kirche, tief senkten sich die jungen dunklen und blonden Köpfe. Käte sah nach Wolfgang hin: sein Kopf war der dunkelste von allen. Aber er hielt ihn nicht gesenkt, sondern aus unsteten Augen irrte sein Blick durch die Kirche, bis hin zu jenem Fenster; dort blieb er starr haften. Was suchte er da — an was dachte er?! Sie glaubte zu bemerken, daß er nicht bei der Sache war, und das schaffte ihr Unruhe. Näher zu ihrem Mann rückend, flüsterte sie: „Siehst du ihn?!"

Er nickte und flüsterte zurück: „Freilich! Er ist größer als alle andern!" Es lag etwas von Vaterstolz in Schliebens Flüstern. Ja, heute an diesem Tage fühlte er es: wenn man auch manche Sorge hatte, die man sonst nicht gehabt hätte, manche Unbequemlichkeit und Unannehmlichkeit, manche Freude hätte man doch auch nicht kennengelernt! Trotz allem und allem: der Junge konnte gut werden! Wie jünglinghaft seine Erscheinung war! Sonst war dem Vater das noch nie aufgefallen — machte wohl der schwarze Anzug die Knabengestalt so ernsthaft?!

Wolfgangs Gedanken gingen eigene Wege; nicht die hier vorgeschriebenen. Viele Empfindungen kreisten in ihm, aber keine konnte er festhalten; er war sehr zerstreut. Durchs Viereck in des Kirchenfensters Scheibe sah er leere Luft, und diese belebte sich ihm mit huschenden



Fliederstrauß

Kunstbeilage zu „Am häuslichen Herd".

Vierfarbendruck von Müller, Werder & Co., Zürich.

Gestalten: Vater, Mutter, Frida, Lehrer und Kameraden. Aber alle glitten sie vorüber, keine Erscheinung blieb. Er fühlte sich plötzlich allein inmitten der Menge von Menschen.

Als die Reihe an ihn kam, trat er mechanisch zum Altar, neben sich Kullrich; vor sich Lehmann und Kesselborn. Wie er diese beiden jetzt auf einmal wieder haßte! Seine Uhr, seine goldene Uhr hätte er ihnen vor die Füße werfen mögen: da, nehmt sie! Aber nehmt zurück, was ihr gesagt habt, nehmt's zurück! Pfui, was war das für eine gräßliche Nacht gewesen — ekelhaft! Die fühlte er noch in den Gliedern; schwer waren die Füße, und als er jetzt auf dem Polster niederkniete, das auf der Altarstufe lag, waren seine Knie steif. Kullrich neben ihm weinte in einem fort leise. Aha, der dachte wohl an seine Mutter, die nicht mehr bei ihm war! Armer Kerl! Und plötzlich fühlte Wolfgang, daß ihm etwas Feuchtheißes in die Augen drängte.

Oben summte die Orgel leise, und in das sanfte Tönen sprach die milde Stimme des Geistlichen die Sprüche hinein, die er seinen Konfirmanden ausgesucht hatte:

„Offenbarung Johannis, Kapitel 21, Vers 4. Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen. Und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein; denn das erste ist vergangen!"

Aha, das war was für Kullrich! Der hob das tränennasse Gesicht, das so rot und heiß war, zu der Tröstung empor. Aber nun, nun — Wolfgangs Atem stockte — jetzt, jetzt kam sein Spruch! Was würde er für einen Spruch bekommen, was würde man ihm sagen?!

„Ebräer 13, Vers 14. Denn wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir!"

Das — das sollte für ihn sein?! Was hieß das?! Eine ungeheure Enttäuschung kam über Wolfgang, denn — hatte er nicht auf den Spruch geharrt wie auf eine Offenbarung?! Der Spruch, der Spruch, der sollte ein Gottesurteil sein! Der wollte sagen: was wahr war — oder was nicht wahr war. Und nun —?!

‚Wir haben hier keine bleibende Statt,
die zukünftige suchen wir' —

nun sagte der gar nichts!

In allen Hoffnungen betrogen, erhob er sich mechanisch von der Altarstufe. Er sah nicht, daß der Blick der Mutter ihn heimlich grüßte, daß auch der Vater ihm verstohlen zunickte, Freundlichkeit im Gesicht; er war ganz verstört, ganz ernüchtert, ganz benommen von dieser Enttäuschung.

Wär's nur schon zu Ende hier! Ach, wie ermüdend war dieses lange Stillesitzen! Wolfgang war blaß und gähnte verstohlen; die durchwachte Nacht machte sich geltend, kaum daß er sich des Einschlafens enthielt. Endlich, endlich erklang das Amen, endlich, endlich brauste von der Orgel der Schlußchoral!

Strömend, wie eine nicht endenwollende Flut, ergoß sich die übergroße Menge aus der Kirche. Jedes Kind gesellte sich zu seinen Eltern; zwischen Vater und Mutter traten die Eingesegneten aus dem Portal.

Auch Wolfgang ging so, wieder wie vordem. Vor sich sah er Kullrich — nur mit seinem Vater; beide trugen noch immer den breiten Trauerflor. Da machte er sich los von den Seinen und trabte rasch hinter Kullrich her. Er hatte dem nie besonders kameradschaftlich nahegestanden, aber nun faßte er ihn bei der Hand und drückte und schüttelte sie ihm, stumm, ohne Worte, und machte dann rasch wieder kehrt.

Die impulsive Teilnahme ihres Sohnes rührte Käte tief; sie war heute ohnehin unendlich weich. Als Wolfgang wieder neben ihr schritt, sah sie ihn von der Seite an mit tiefem Gefühl: ach, er war doch gut, so gut! Und heiße Hoffnungen und Wünsche stiegen aus ihrer Seele zum Himmel empor.

Licht war der Himmel, so blau, kein Wölkchen daran.

Sie nahmen einen Wagen, um nach Hause zu fahren, denn beiden Eltern widerstrebte es, sich mit so und so viel gleichgültigen, schwatzenden Menschen in der Bahn zu drängen; sie hatten das Verlangen, mit ihrem Sohne allein zu sein. Wolfgang war schweigsam; er saß der Mutter gegenüber, ließ seine Hand, die sie auf ihren Knien hielt, wohl in ihrer Hand, aber seine Finger erwiderten nicht den zarten, warmen Druck. Er war so still, als sei er gar nicht zugegen.

Wieder fuhren sie am Haus vorüber, in dem Lämkes Portiers waren; beim Rollen des Wagens auf der sonnentrocknen, harten Straße sprang Frida rasch ans Fenster, lächelte und nickte wieder. Aber von Mutter Lämke war jetzt nichts mehr zu sehn, und Wolfgang vermißte das — nun, heute nachmittag, so wie er sich losmachen konnte, würde er zu Lämkes gehen!

In der Villa warteten schon Gäste. Ein gro-

ßes äußeres Fest wollte man nicht aus der Konfirmation machen, aber den guten alten Sanitätsrat, dessen Frau und die beiden Sozien hatte man doch einladen müssen. Alles ältere Leute; Wolfgang saß zwischen ihnen, ohne viel andres zu reden als Ja und Nein, wenn er gefragt wurde. Aber er aß und trank tüchtig; das Essen war immer gut, aber Kaviar und Kibitzeier, wie heute, gab's doch nicht alle Tage. Immer röter wurde sein Kopf und benommener; man hatte zuletzt in Sekt auf sein Wohl getrunken, und Braumüller, der älteste Sozius, ein sehr jovialer Mann, hatte sich einen Spaß daraus gemacht, dem Gefeierten immer wieder einzuschenken.

„Na, Wolfgang, wenn Sie erst ins Geschäft eintreten! Na denn, mein Junge, prost!"

Es war schon fast fünf Uhr, als man vom Tische aufstand. Die Damen setzten sich in den Salon zum Kaffee, die Herren gingen ins Rauchzimmer. Wolfgang stahl sich fort, es zog ihn mächtig zu Lämkes. Erstens wollte er die goldene Uhr zeigen, und dann wollte er auch mal fragen, was für einen Spruch Frida eigentlich bei ihrer Einsegnung bekommen hatte, und dann, dann — was wohl Mutter Lämke zu ihm sagen würde?!

‚Wir haben hier keine bleibende Statt, die zukünftige suchen wir' — das war doch wirklich ein dummer Spruch! Und doch wollte er ihm nicht aus dem Kopfe. Wie er jetzt so langsam dahinschlenderte durch die weiche, silbrige, ahnungsvolle Frühlingsluft, grübelte er in einem fort darüber. Nein, so ganz dumm war der Spruch denn doch nicht! Nachdenklich zog er die Brauen zusammen, sah empor nach den unbewegten Wipfeln der Kiefern und dann umher — ‚wir haben hier keine bleibende Stätte' — konnte das nicht auch bedeuten: hier ist deine Heimat nicht?! Aber wo — wo?!

Ein seltsamer Glanz kam in das dunkle Auge, ein Suchen war darin. Und dann wurde das weinrote, vom Festmahl erhitzte Gesicht blaß. Wenn es wahr wäre, was die beiden sagten?! Ach, und noch so manches andere kam ihm jetzt auf einmal in die Erinnerung: da war doch die Lisbeth gewesen, das garstige Frauenzimmer, das vor der Cilla bei ihnen gedient hatte — was hatte die Lisbeth doch immer alles geplappert, wenn sie schlechter Laune war?! ‚Du hast ja gar nichts zu suchen hier' — ‚Gnade und Barmherzigkeit' — allerhand so was, er brachte es jetzt nur nicht mehr recht zusammen. Schade! Damals war er eben noch zu jung und harmlos gewesen, aber jetzt — jetzt?!

„Verdammte Person!" Er ballte die Faust. Aber, ach, wenn er sie jetzt nur hier hätte! Kein Schimpfwort wollte er ihr sagen, nein, es ihr herauslocken, ganz sanft und schmeichelnd, denn wissen, wissen mußte er's jetzt!

Ein heftiges Verlangen, eine brennende Neugier waren plötzlich in ihm erwacht, die ließen sich nun nicht mehr zurückdrängen. Etwas Wahres mußte doch daran sein, wie kämen sie sonst dazu, so zu sticheln? Und das Wahre mußte er wissen; er hatte jetzt ein Recht darauf! Seine Gestalt reckte sich. Eigenwille und Trotz gruben feste Linien um seinen Mund. Und wenn es noch so schrecklich war, wissen mußte er's! Aber war es denn überhaupt schrecklich?! Der Zug um seine Lippen wurde milder. ‚Wir haben hier keine bleibende Statt, unsre Heimat suchen wir' — wohlan, er würde sie suchen!

Rascher fing er an, auszuschreiten, seinen bummeligen Schlendergang aufgebend. Was würde Mutter Lämke sagen?! Und wenn er sie nun fragen würde — sie meinte es ja so gut mit ihm —, wenn er sie fragen würde, wie einer gefragt wird, der schwören soll, wenn er sie fragte, ob — ja, was wollte er sie denn eigentlich fragen?!

Sein Herz klopfte. Ah, das dumme Herz! Das tat manchmal gerade so, als wäre es ein wilder Vogel, den man in ein enges Bauer eingesperrt hat!

Er war wieder ins Laufen gekommen; nun mußte er den Schritt verlangsamen. Und doch war er noch ganz außer Atem, als er die Wohnung der Lämkes betrat. Vater und Sohn waren ausgegangen; aber Mutter und Tochter saßen da, als hätten sie auf ihn gewartet.

Frida sprang auf, daß die Küchenkante, an der sie gehäkelt hatte, zu Boden flog, faßte ihn bei beiden Händen, und aus ihren blauen Augen strahlte die Bewunderung. „Nee, was biste fein, Wolfjang! Wie 'n Herr — riesig nobel!"

Er lächelte: das war mal riesig nett von ihr!

Aber als Frau Lämke gerührt sagte: „Nee, Wolfjang, nu sage ik aber ‚Sie' zu Ihnen — nee, Sie sind zu jroß! — aber ik habe Ihnen drum nich weniger jerne, weeß Jott, man is kaum ärjer uf de eijnen Jöhren" — da fühlte er eine Freude, wie er sie heute noch nicht gefühlt hatte. Sein Gesicht wurde weich in einer

warmen Empfindung, und die arbeitsharte Hand, die die seine kräftig schüttelte, drückte er fest. —

Dann setzte er sich zu ihnen, sie wollten erzählt haben. Er zeigte ihnen seine goldene Uhr und ließ sie repetieren; aber sonst erzählte er nicht viel, die Atmosphäre der Stube lullte ihn in ein dämmerndes Behagen, und er saß ganz still. Wieder roch es hier wie einst nach frischgebrühtem Kaffee, und der Myrtenstock am Fenster und die blasse Monatsrose mischten ihren schwächeren Duft ein. Er hatte ganz vergessen, daß er schon lange hier saß; plötzlich fiel es ihm ein mit einem jähen Schrecken: er hatte ja was zu fragen!

Mit forschenden Blicken sah er der Frau ins Gesicht. Sie sagte gerade: „Nee, wie sich deine — Ihre Mutter freuen wird, det se nu so 'n jroßen Sohn hat" — da fuhr es ihm heraus: „Bin ich denn ihr Sohn?" Und als Frau Lämke nicht antwortete, nur mit erschrockenen Augen ihn unsicher ansah, schrie er's fast: „Bin ich denn ihr Sohn?"

Mutter und Tochter wechselten einen raschen Blick; Frau Lämke war ganz rot geworden und sehr verlegen. Mit beiden Händen hielt der Junge ihre Arme gepackt, und ganz dicht beugte er sich zu ihr hinüber. Da gab's kein Ausweichen.

„Lügen Sie mir nichts vor", sagte er hastig. „Ich kriege es ja doch heraus. Ich muß es herauskriegen. Ist es meine Mutter? Antwort! Und mein Vater — ist der auch mein wirklicher Vater nicht?"

„Jott in 'n Himmel, Wolfjang, wie kommen Sie zu so was?" Mutter Lämke verbarg ihre Verlegenheit unter einem erzwungenen Lachen. „Das 's ja allens Quatsch!"

„O nein!" Er blieb unentwegt ernsthaft. „Ich bin nun alt genug. Ich muß das wissen. Ich muß!"

Die Frau wand sich förmlich: nein, wie war ihr das unangenehm, mochte der Junge doch lieber wo anders fragen! „Die würden mir scheene uf 'n Kopp kommen, wenn ich da was quasselte", suchte sie auszuweichen. „Fragen Sie doch bei Ihre Eltern selber an, die werden Ihnen schon Bescheid jeben. Ick werd mir hüten, mich mank so 'ne Anjelegenheiten zu mengelieren!"

Frida machte den Mund auf, als ob sie etwas sagen wollte, aber ein warnender Blick hieß sie schweigen. Heftig fuhr die Mutter dazwischen: „Biste stille! Det fehlte jrade noch, det du de Hände einmanschtest! Was verstehn ieberhaupt so 'ne Jöhren von so was! Was Wolfjangen sein Vater is, der wird schonst wissen, woher er 'n hat. Und wenn die jnäd'ge Frau mit zufrieden is, hat keen andrer en Wort drieber zu sagen!"

Wolfgang sah die Schwätzerin starr an. „Die Jungens sagen — die Lisbeth sagte — und nun sagen Sie — Sie auch" — er sprang auf — „ich geh' und frage. Die!" Er wies mit dem Finger, als deute er irgendwohin in eine weite, ihm ganz fremde Ferne. „Jetzt muß ich's wissen!"

„Aber Wolfjang — nee, um Jottes willen!" Ganz entsetzt drückte ihn Frau Lämke wieder auf den Stuhl nieder. „Lämke haut mir, wenn er's zu wissen kriegt, det ich da mank bin. Wir verlieren womöglich noch de Portjehstelle dadurch — un jetzt, wo de Kinder noch nischt verdienen! Ick habe doch nischt jesagt?! Was kann ick davor, wenn dich andre Leute 'nen Floh ins Ohr setzen! Ick kenne ja deine Mutter jar nich — und was dein Vater is, der wird ihr ooch schon längst nich mehr kennen! Laß man die janze Jeschichte jut sind, mein Junge!" Sie wollte ihn beruhigen, aber er hörte nicht darauf.

„Mein — mein Vater?!" stotterte er. „Also der ist doch mein richtiger Vater?"

Frau Lämke nickte.

„Aber meine — meine richtige M—!" Er brachte das Wort ‚Mutter' nicht heraus. Die Hände hielt er sich vors Gesicht und zitterte am ganzen Leib. Die Sehnsucht hatte ihn plötzlich übermannt, diese starke, heftige Sehnsucht nach einer Mutter, die ihn geboren hatte. Er sagte kein Wort, aber er stieß Seufzer aus, die wie Stöhnen klangen.

Frau Lämke war zu Tode erschrocken; sie wollte sich herausreden und redete sich immer tiefer hinein: „Ach was, mein juter Junge, so was kommt in 'n Leben doch öfters vor — sehr anständig, daß er dir nich verleujnet hat, det tut noch lange nich jeder! Un was die jnäd'je Frau is, die dir anjenommen hat wie 'n' eijnet Kind, so kann man lange suchen, bis man so eine wieder findet. Jroßartig — einfach jroßartig!" Frau Lämke hatte sich oft genug über die vornehme Dame geärgert, aber nun fühlte sie das Bedürfnis, ihr gerecht zu werden. „So 'ne Mutter kannste in Jold fassen — so was jibt's ja jar nich mehr!" Sie erschöpfte sich in

anerkennenden Lobpreisungen. „Un wer weiß auch, ob an'n Ende noch alles wahr is!" Damit schloß sie.

Es würde schon alles wahr sein! Wolfgang war ruhig geworden; wenigstens merkte man seinem Gesichte keine sonderliche Erregung mehr an, als er jetzt die Hände herabgleiten ließ. „Ich muß jetzt gehen," sagte er.

Frida stand sehr bedrückt da; sie hatte das alles ja längst gewußt — wer wußte das nicht?! — aber daß er's nun wußte, das tat ihr so leid. Ihre hellen Blicke trübten sich, voll Mitleid sah sie den Freund an: ach, wie war ihre eigene Einsegnung, vorige Ostern, doch so viel schöner gewesen! Sie hatte keine goldene Uhr bekommen, nur eine ganz kleine Brosche von unechtem Gold — eine Mark fünfzig hatte die gekostet, sie hatte sich die ja selber mit Muttern ausgesucht —, aber sie war so froh gewesen, so froh!

„Was für 'n Spruch haste denn jekriegt?" fragte sie rasch, um Wolfgang auf andre Gedanken zu bringen.

„Ich weiß ihn nicht auswendig," sagte er ausweichend, und seine verblaßten Wangen wurden purpurrot. „Aber er stimmt!" Und damit ging er aus der Türe.

Geradeswegs ging er nach Hause — was sollte er noch Zeit versäumen, es eilte! Er sah nicht die Stare aus- und einfliegen aus ihren Nistkästchen an den hohen Stangenkiefern, sah nicht, daß schon eine helle Mondsichel schwebte am dunkler werdenden Abendhimmel und ein goldener Stern daneben stand, sah nur mit Genugtuung, als er in die Halle der Villa trat, daß Mäntel und Hüte von den Haken verschwunden waren. Das war gut, die Gäste waren fort! Er stürmte gegen die Salontür, fast fiel er ins Zimmer. Da saßen Vater und Mutter noch — nein, der Vater und sie, die — die —!

„Nun sage mal, wo hast du denn so lange gesteckt?" fragte der Vater, nicht ohne Anflug von Ärgerlichkeit in der Stimme.

„Heute, gerade heute!" sagte die Mutter. „Sie lassen dich alle grüßen, sie haben noch auf dich gewartet. Aber nun ist es ja fast schon acht Uhr!"

Unwillkürlich sah Wolfgang nach der Pendüle auf dem Kaminsims — richtig, schon bald acht! Aber das war ja nun alles gleichgültig! Und den Blick starr geradeaus gerichtet, als sähe er unverrückt nach einem Ziel, stellte er sich vor beiden auf.

„Ich muß euch was fragen", sagte er. Und dann — ganz unvermittelt kam's heraus, ganz brüsk —: „Wessen Kind bin ich?!"

Da war's gesagt! Die junge Stimme hatte hart geklungen. Oder tönte sie nur so verletzend in Kätes Ohren? Sie hörte ein furchtbares Gellen wie von mißlautendem Trompetenstoß. O Gott, da war sie, die furchtbare Frage! Eine jähe Blutwelle legte ihr einen dichten Schleier mit flimmernden Punkten vor die Augen; sie konnte ihren Knaben nicht mehr sehen, sie hörte nur diese seine Frage. Hilflos, blindlings griff sie mit der Hand um sich — Gott sei Dank, da war ihr Mann, der war noch da! Und jetzt hörte sie auch ihn sprechen.

„Wie kommst du zu der Frage?" sagte Schlieben. „Unser Sohn — natürlich! Wessen Kind denn sonst?"

„Das weiß ich nicht. Das will ich ja eben von euch wissen", sprach wieder die harte Knabenstimme.

Es war merkwürdig, wie ruhig diese Stimme klang, aber sie dünkte Käte doppelt entsetzlich in dieser sachlichen Einförmigkeit.

Nun hob sie sich ein wenig: „Gib mir doch Antwort — ich will — ich muß es wissen!"

Käte schauderte: welche Unerbittlichkeit, welche Hartnäckigkeit lag in diesem ‚Ich will' — ‚Ich muß' —! Der würde nie mehr aufhören, zu fragen! Wie vernichtet sank sie bebend ganz in sich zusammen.

Auch des Mannes ruhige Stimme verriet ein heimliches Beben: „Lieber Junge, dir hat mal wieder einer — ich will nicht fragen: wer, es gibt immer Klätscher und Hetzer genug — etwas in den Kopf gesetzt. Warum stellst du dich so feindlich gegen uns? Sind wir dir nicht immer wie Vater und Mutter gewesen?"

Oh, das war falsch — wie Vater und Mutter?! Grundfalsch! Käte fuhr auf. Sie streckte die Arme aus: „Mein Junge!"

Aber er blieb stehen, als bemerkte er diese ausgestreckten Arme nicht; die Brauen finster zusammengezogen, sah er nur den Mann an. „Ich weiß wohl, daß du mein Vater bist, aber sie — die —" er warf einen flüchtigen Seitenblick — „die ist meine Mutter nicht!"

„Wer sagt das?!" Käte schrie laut auf.

„Alle Welt!"

„Nein, niemand! Das ist nicht wahr! Eine Lüge, eine Lüge! Du bist mein Kind, mein

Sohn, unser Sohn! Und wer das leugnet, der lügt, betrügt, verleumdet, der —"

„Käte!" Ihr Mann sah sie ernst an, und ein Vorwurf lag in seinem Ton und eine Mahnung: „Käte!"

Und dann wendete er sich zu dem jungen Menschen, der trotzig dastand, fast herausfordernd in der Haltung — den einen Fuß vorgestellt, gerade aufgerichtet, den Kopf in den Nacken geworfen — und sagte: „Die Mutter ist begreiflicherweise sehr aufgeregt, du solltest sie schonen — gerade heute! Geh' jetzt, und wir werden morgen —"

„Nein, nein!" Käte ließ ihn nicht aussprechen; sie rief in höchster Erregung: „Nein, nicht aufschieben! Laß ihn doch reden — jetzt — laß ihn nur! Und antworte du ihm — jetzt — gleich — daß er unser Sohn ist, unser Sohn ganz allein! Wolfgang — Wölfchen!" Sie brauchte heute wieder seit langer Zeit den alten süßen Kinderschmeichelnamen. „Wölfchen, liebst du uns denn gar nicht mehr? Wölfchen, komm doch zu mir!"

Wieder streckte sie die Hände nach ihm aus, aber er sah wiederum nicht diese verlangenden, liebevoll gebreiteten Arme. Er war sehr blaß und sah starr vor sich nieder.

„Wölfchen, komm!"

„Ich kann nicht!"

Nichts regte sich in seinem Gesicht, und seine Stimme hatte immer noch den eintönigen Klang, der ihr so furchtbar war. Sie schluchzte auf, und ihre Blicke klammerten sich an ihren Mann — nun sollte der ihr helfen! Aber er sah sie finster an; deutlich las sie in seiner Miene den Vorwurf: ‚Warum bist du mir nicht gefolgt?! Hätten wir's ihm gesagt beizeiten —', nein, auch bei ihm fand sie keine Hilfe! Und jetzt — was sagte Paul jetzt gar?! Ihre Augen erweiterten sich in plötzlichem Schrecken, mit beiden Händen umklammerte sie die Seitenlehnen ihres Sessels, wollte zurücksinken und bäumte sich doch auf, sich wehrend gegen das, was nun kommen mußte. War Paul von Sinnen?! Er sprach: „Du bist nicht unser Sohn!"

„Nicht euer Sohn!" Der Knabe stammelte. Er hatte sich durch nichts beirren lassen wollen, aber diese Antwort beirrte ihn doch. Sie verwirrte ihn; er wurde rot und blaß, und sein Blick glitt unsicher von dem Mann zur Frau, von der Frau zum Mann.

Also auch er — der — wäre nicht sein Vater?! Aber Frau Lämke hatte es doch gesagt! Aha, der wollte ihn jetzt wohl verleugnen?! Mißtrauisch sah er den Mann an, und dann wallte es wie eine Kränkung in ihm auf: wenn der da nicht sein Vater wäre, hätte er ja eigentlich hier gar kein — nein, gar kein Anrecht?!

Und einen Schritt nähertretend, sagte er hastig: „Du bist wohl mein Vater. Du willst es jetzt nur nicht sagen. Aber sie" — er nickte kurz nach dem Sessel hin — „sie ist nicht meine Mutter!" Seine Augen leuchteten; mit einem tiefen Aufatmen sagte er nun, als sei es ihm eine Erleichterung: „Das habe ich immer gewußt!"

„Du bist falsch berichtet! Wäre es nach mir gegangen, ich hätte dir längst die Wahrheit gesagt. Aber da nun einmal — leider! — der richtige Moment versäumt ist, so sage ich sie dir heute. Ich sage sie dir — so wie ein Mann zum anderen spricht, auf Ehrenwort — ich bin dein Vater nicht, ebensowenig wie sie deine Mutter ist. Von Geburt bist du uns fremd, ganz fremd. Wir haben dich aber angenommen an Kindes Statt, weil wir gerne ein Kind haben wollten und keins hatten. Wir haben dich aus dem —"

„Paul!" Wie damals, als Schlieben dem Knaben, empört über dessen Undankbarkeit, hatte etwas verraten wollen, fiel Käte ihm mit einem lauten Schrei an die Brust. Sie umklammerte ihres Mannes Nacken; hastig, heftig, mit zitterndem Hauchen raunte sie ihm ins Ohr: „Sag' ihm nicht: woher! Um Gottes willen nicht, woher! Dann geht er, dann ist er mir ganz verloren! Ich ertrage es nicht — hab' Mitleid, Erbarmen mit mir — sag' ihm nur nicht: woher!"

Er wollte sie von sich schieben, aber sie ließ ihn nicht los. Immer dies weinende Stammeln, dies zitternde, angstvolle, verzweifelnde Beschwören: nur nicht woher, nur nicht woher!

Ein großes Mitleid mit ihr überkam ihn: seine arme Frau, so eine arme Frau — mußte ihr das geschehen?! Und ein Zorn kam dazu gegen den Knaben, der da so breitspurig stand — dreist — ja, dreist — der da forderte, wo er zu bitten hatte, und unbewegt, mit großen kalten Augen nach ihnen hinsah.

Der ernste, aber doch weiche Ton, in dem Schlieben bis jetzt zu Wolfgang gesprochen hatte, wurde streng: „Übrigens verbitte ich mir diese deine Art, zu fragen!"

„Ich habe ein Recht, zu fragen!"

„Ja, das hast du!" Der Mann war ganz betroffen: ja, der Junge hatte das Recht! Wer hier im Unrecht war, das war ganz klar! Und so sagte er einlenkend und wieder freundlicher: „Wenn du aber auch nicht unser Sohn bist in Fleisch und Blut, so denke ich doch, haben Erziehung und jahrelanges Mühen, treue Fürsorge dich im Geiste zu unserm Kinde gemacht. Komm, mein Sohn — und wenn sie alle sagen, du wärest nicht unser Sohn, ich sage dir: du bist unser Sohn, in Wahrheit!"

Er hielt dem regungslos Dastehenden die freie Hand hin — mit der andern hielt er seine Frau umfaßt —, da war noch Platz an seiner Brust, hier konnte auch noch der reuige Knabe liegen. Aber langsam wich Wolfgang zurück, er nahm die gebotene Hand nicht, er ließ sich nicht ziehen.

„Nein," sagte er. Und dann ging er, ohne Tränen, die trockenen Augen immer starr auf die, die er so lange Eltern genannt hatte, gerichtet, langsam rückwärts zur Tür.

„Junge, wohin?! Aber so bleibe doch!" Schlieben rief es ihm gütig nach — der Junge war ja auch in einer scheußlichen Situation, man mußte Geduld mit ihm haben! Und er rief noch einmal: „Wolfgang, bleibe doch!"

Aber Wolfgang schüttelte den Kopf: „Ich kann nicht. Ihr habt mich betrogen. Laß mich los!" Mit einer gewaltsamen Bewegung schüttelte er des Mannes Hand, die sich auf seinen Ärmel gelegt hatte, ab.

Und nun schrie er auf wie ein verwundetes Tier: „Was quält ihr mich noch? Laßt mich doch gehen! Ich will gehen, ich will an meine Mutter denken — wo ist sie?!" (Forts. folgt.)

Silbernes Lachen.

Was mögen das wohl für Zauber sein,
Die so leicht und so lustig mich machen?
— Es läutet in mir wie ein Glöckelein
Ein helles, perlendes Lachen!

Das tanzt und flimmert, wie dort auf dem See
Die kleinen silbernen Wellen,
Das glitzert, wie Diamanten im Schnee
Und wie im Walde die Quellen.

Nun ist der Himmel noch einmal so blau
Und die Erde noch einmal so heiter,
Denn in meinem Herzen, ich spür' es genau,
Da lacht und da läutet es weiter.

Ich höre vieltausend Blümelein,
Die ganz im Geheimen frohlocken,
Sie läuten dort unten den Frühling ein
Mit feinen, silbernen Glocken!

Wie die Meisen tüten! Ach, sicherlich
Verhandeln sie wichtige Sachen!
Die Welt ist so hell! Doch das Hellste für mich
Ist dein süßes, silbernes Lachen!

Freddy Ammann-Meuring.

Der Prior und sein Knecht.*

Eine Sage aus dem Wallis von J. Jegerlehner.

Der Prior Blötzer in Lötschen war weit und breit bekannt als Geisterbanner. Er wurde oft in die Hütten und auf die Alpen gerufen, um böse Geister in Flaschen einzusperren oder auf den Langgletscher zu treiben. Er hatte einen Knecht, namens Marti, der ihn auf seinen Spaziergängen ab und zu begleiten durfte.

Einst kam er mit dem Knecht von einer Wanderung zurück. Mitten im Dorf Kippel lag ein großer Steinhaufen, über den hinweg man nicht sehen konnte. Der eine der beiden ging links, der andere rechts um den Haufen herum. Auf einmal sah der Knecht den Pfarrer nicht mehr, und als er nach ihm ausschaute, sah er ihn oben ins Dorf einbiegen. Als er den Prior fragte, wo er gewesen sei, sagte dieser, zuhinterst im Tal beim Gletscher, wo er grad einen Geist gebannt habe.

Der Knecht hätte schon längst gerne ein bißchen im Geisterbuch des Priors geblättert und sich einige Sprüchlein gemerkt, aber der Prior hatte ihm den Eintritt in seine Stube strenge untersagt. Einst, als der Pfarrer abwesend war, konnte der Knecht der Versuchung nicht widerstehen; er trat auf den Fußspitzen in die

* Aus dem sehr empfehlenswerten Bande: Am Herdfeuer der Sennen. Verlag von A. Francke, Bern.